Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Noel.)

(9. Fortsetzung.)

Im Grunde sah sie nicht ein, daß sie es nötig habe, dem Traumichel entgegenzukommen. Er sollte sich alle zehn Finger ablecken, daß er sie überhaupt bekam. Aber wenn es denn schon so war, so zwang sie sich zu größerer Liebenswürdigkeit, als in ihrer Natur lag, und obgleich Traumichel dumpf fühlte, wie sie sich dieses Benehmen abrang, schmeichelte es doch seiner Eigenliebe, daß das Mädchen seinen Stolz in die Tasche steckte.

So kam es denn endlich so weit, daß eines Nachmittags im Mai Frau Bärengruber ihre Agnes mit Karl Traumichel im Salon allein lassen konnte, während sie nach hinten zu Gusti ins Mädchenstübchen eilte und sich dort erschöpft auf das Sofa warf.

„Na endlich! Ich hab' fast glaubt, ich erleb's nicht mehr!"

Gusti strahlte über das ganze Gesicht. Ein so reicher Schwager! Das war doch was! Nun würde es ein ganz andres Leben werden. Sie verstand sich ja so gut mit dem Traumichel.

„Wenn nur die Agnes keine Geschichten mehr macht!" seufzte die Mutter besorgt. „Geh' du, mich tragen meine Füß' nicht mehr. Horch' ein bissel an der Schlafzimmertüre!"

„Hab' doch keine Angst mehr, Mama. Sie macht ja ein solches Glück! Das laßt man nicht so leicht aus!"

Nein, man ließ es nicht so leicht aus!

In schlaflosen Nächten hatte sich Agnes oft vorgesagt, daß sie zugreifen müsse, und nun war sie entschlossen, alles zu tun und zu sagen, was der Augenblick erforderte.

Mit Romanphrasen verstand Traumichel nicht umzugehen, aber er wiederholte ihr, daß er nicht ein bloßes Anhängsel zu seinem Vermögen sein wolle, und wenn ihr nur an diesem gelegen sei, so solle sie's beizeiten sagen.

„Aber Herr Traumichel, wie können Sie denn so was voraussetzen?"

„Ich setz' es ja nicht voraus, aber ich muß doch fragen. Es ist ein ernster Schritt. Wenn Sie keine Zuneigung zu meiner Persönlichkeit hätten..."

Jetzt, nachdem sie schon ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, ihm die Hand zu reichen, jetzt sollte sie sagen: „Ja, ich tu's nur wegen 'm Geld!" So hatte er ihr denn wirklich etwas abgepreßt, was einem Geständnis von Neigung gleichkam, eine furchtbare innere Demütigung für das junge Mädchen, das sich um diese Klippe gern herumgedrückt hätte.

„Heiraten will ich ihn", hatte sie gedacht, „aber ich will ihm nicht sagen, daß ich ihn liebe. Er muß sich mit meiner Achtung begnügen."

Er wollte sich aber damit nicht begnügen, und so hatte sie nun doch zur Unwahrheit ihre Zuflucht nehmen müssen.

Nun standen sie gleich auf einem anderen Standpunkt, als sie sich's vorgestellt. Traumichel begnügte sich auch nicht mit dem Stirnkuß, den sie ihm zugedacht.

Er schmatzte sie so laut ab, daß Gusti im Schlafzimmer es hörte und zur Mama hineineilte, um ihr mitzuteilen, daß die Würfel gefallen seien.

Ungeduldig drang Frau Bärengruber ins Zimmer.

„Alsdann, zwischen uns zweien ist es richtig geworden", rief ihr Traumichel entgegen, den Arm um Agnes' Schultern legend.

„Nein, wirklich? Wie mich das freut! Lieber Traumichel, daß Sie mein Schwiegersohn werden sollen, das hätte ich mir nicht träumen lassen!"

Ihre Freude wenigstens brauchte sie nicht zu heucheln. Ein Stein war ihr vom Herzen gefallen. Nun hatte sie im Leben doch etwas durchgesetzt!... Sie wurde die Mutter einer Millionärin!

Mit Freudentränen fiel sie Agnes um den Hals und küßte sich mit Traumichel. Er eilte indessen aus ihrer Umarmung rasch zu Gusti, die sich ganz willig seine schmatzenden Küsse gefallen ließ.

Diese größere Bereitwilligkeit fiel ihm schon in dieser Stunde auf.

„Sie macht nicht so viel Geschichten", dachte er.

Gustis unverhohlenes Entzücken über die Wendung der Dinge kitzelte seine Eigenliebe angenehm. Das gute Ding! Er nahm sich vor, ihr ein großmütiger Schwager zu sein.

Agnes fühlte, nachdem die böse Vierteilstunde der Erklärung überstanden war, eine große Erleichterung. Nun war es geschehen, sie war Braut, machte eine reiche Partie. Wie eine rosige Wolke schwebten Vorstellungen von Glanz und heiterem Lebensgenuß vor ihr, das zornig-blasse Gesicht verdeckend, das zuweilen vor ihr auftauchen wollte.

„Morgen vormittag also werd' ich in schwarzem Rock und weißer Binde erscheinen und dem Herrn Bärengruber meine Aufwartung machen", sagte Traumichel, „und um die Agnes anhalten. Oder muß es der Frack sein?"

Anhalten! Das klang ja gerade so, als ob der Papa ihn noch abweisen könnte. Und ihr Mann war es imstande und erhob Einwendungen.

„Diese Formalität ist überflüssig. Sie bleiben heute da, und wenn der Papa abends nach Hause kommt, wird er mit einem fait accompli überrascht."

„Mit was wird er überrascht?" fragte Traumichel gedankenlos. „Ja so, ich versteh' schon... Na, wenn Sie glauben! Es sieht zwar beinahe so aus, als ob der Herr Bärengruber überrumpelt werden sollte. Er wird doch nichts dagegen haben?"

„Nein, was fällt Ihnen ein?" rief Frau Bärengruber rasch. „Eben deswegen! Wozu dann noch ein förmliches Anhalten? Der Papa sagt natürlich mit Freuden ja!"

Ueberraschend konnte Herrn Bärengruber die Sache nicht sein; er hatte es ja kommen sehen. Als er nun abends bei der Heimkehr im Vorzimmer auf dem Gasometer ein paar Flaschen mit silbernen Köpfen entdeckte, die Traumichel unterdessen angeschafft hatte, galt ihm dies als ausreichendes Warnungssignal, so daß er dem Kommenden mit Fassung entgegensah.

Feierlich gestimmt trat Traumichel dem Heimkehrenden entgegen und sprach ihn in gezwungenem Hochdeutsch an:

„Herr Bärengruber, die liebe Agnes hat mir heute ihr Jawort gegeben; darf ich hoffen, daß Sie mich gern als Schwiegersohn begrüßen?"

Bärengruber warf einen raschen, ernsten Blick auf Agnes, aber diese lächelte ihm zu. Sie hatte glücklich alle inneren Warnungen und Mahnungen zum Schweigen gebracht und sah nur noch das Vorteilhafte der Verbindung.

„Reich sein, reich sein!" las Bärengruber in ihren Augen. Nur dies! Wie eine gezwungene Braut sah sie in diesem Augenblick nicht aus.

„Wenn Ihnen die Agnes ihr Jawort gegeben hat, so sind Sie mir auch willkommen", antwortete Bärengruber dem erwartungsvoll lächelnden Bräutigam, und sie schüttelten sich die Hände.

Aber es war doch nur eine sehr gedämpfte Glückwunschszene, die sich zwischen Bärengruber und den Seinigen abspielte, und Traumichel gewahrte sehr gut, wie er seine Frau, die sich ihm gerührt in die Arme werfen wollte, von sich schob.

Aehnliches wiederholte sich später, als Martin nach Hause kam und mit dem Ereignis bekannt gemacht wurde. Man konnte leicht sehen, daß er nicht von Glück überwältigt war. Eigentlich flößte dies Traumichel Respekt ein. Nein, Bärengruber Vater und Sohn, die machten sich offenbar nicht viel aus seinem Gelde. Desto besser! Dann würden sie auch keins von ihm verlangen!

Martin dachte daran, daß er das Ereignis nun Christian mitzuteilen haben würde, damit er es nicht durch die gedruckte Verlobungsanzeige erfahre.

Traumichel hatte es sehr eilig. Er wollte die Karten schon morgen früh in Druck geben, obgleich es Sonntag war. Man machte sie ihm vielleicht noch in den Vormittagsstunden, und schon am Nachmittag konnte die Nachricht in die Welt hinausflattern.

Gusti versprach lachend: „Wenn's regnet und man nicht ausgehen kann, schreib' ich fleißig Adressen."

Es war alle Aussicht dazu, daß es tatsächlich regnen würde, denn auch heute war ein trüber, regnerischer Tag gewesen.

Als Traumichel aus dem Tore trat, fühlte er, der doch Witterungseinflüssen so wenig zugänglich war, ein Frösteln, und etwas verstimmt ging er über die schleimig-feuchte Straße hinab, der nächsten Haltestelle der Elektrischen zu.

Den Mond, der am Himmel stand, bedeckte eine schwärzliche Wolke mehr als zur Hälfte, wodurch eine seltsame Beleuchtung entstand.

Er wollte sich eine Zigarette anzünden, bemerkte aber, daß er keine Zündhölzchen mithabe, und so sprach er kurz entschlossen einen jungen Mann an, der hier unten in der Straße, wo Bärengrubers wohnten, auf und ab ging und auf jemanden zu warten schien, wobei der Glühpunkt seiner Zigarre rötlich durch den Schatten glomm.

„Bitt' schön um Feuer!" sagte Traumichel gemütlich.

Der andre reichte ihm stumm die Zigarre, und während Traumichel seine Zigarette an dieser entzündete und die Flamme heller aufblinkte, sah er dem Feuerspender von unten herauf ins Gesicht. Es war bleich, fast verzerrt, und aus den Augen des jungen Mannes blickte ihn beinahe etwas Unheimliches an.

„Was muß der gehabt haben?" fragte er sich, während er nach kurzem Dank und Gruß seines Weges ging.

„Und wo hab' ich den Menschen denn nur schon gesehen?"

Er hätte so leicht darauf kommen können, da er sich der Stelle, wo es geschehen, dem Bärengruberschen Wohnzimmer, so nahe befand. Aber damals, als er Christian Randa oben flüchtig gesehen, war es im Zimmer sehr dämmerig gewesen, und Traumichel hatte überhaupt kein Physiognomiegedächtnis.

Christian blickte ihm finster nach. Er erkannte den Mann nur zu gut. Er hatte ihn ja auch aus dem Hause treten sehen.

„Was such' ich auch hier?" fragte er sich vorwurfsvoll. Aber wenn er am Abend den Füßen freien Lauf ließ, fand er sich, wenn er plötzlich aus tiefem Brüten zu sich kam, immer hier auf diesem Wege nach dem Heim, aus dem er sich selbst hatte verbannen müssen.

Jetzt machte er entschieden kehrt und wanderte seines Weges zurück, dem Stadtinnern zu.

— — — — — — — — — — —

„Nein, ich glaub's noch gar nicht!" rief Gusti am nächsten Morgen sofort nach dem Erwachen. „Es ist wie ein Märchen, Agnes. Du bist verlobt, und in ein paar Stunden kommt er gewiß mit einem Brillantring angerückt. Herrje, wirst du schöne Sachen kriegen! Er hat schon gestern der Mama gesagt, sie brauche sich um nichts zu kümmern. Er kauft dir die ganze Ausstattung selbst."

Ein Märchen! Agnes wollte sich's nicht gestehen, daß es ihr eher wie ein Alpdrücken vorkam. Die ganze Nacht über, in allen ihren Träumen, hatte der Gedanke sie verfolgt, daß ihr etwas geschehen sei, ein Uebel auf ihr laste, an das sie sich nicht erinnern konnte. Nach dem Aufwachen jedoch fiel es ihr ein: Sie war verlobt.

„Die Professorin Wender wird ein Gesicht machen", sagte Frau Bärengruber vergnügt.

„Na, und die Tant' Beinlein, die kriegt's Gallenfieber!" setzte Gusti hinzu.

Sie wußten noch eine Menge Leute aufzuzählen, die sich „giften" würden, sehr zum Verdrusse Agnes', die dachte, man verlobe sich doch nicht bloß dazu, damit andre Menschen sich „gifteten". Nicht mit den Gefühlen der Gleichgültigen hatte sie es zu tun, sondern mit ihren eigenen. Und ein wenig mahnte sie doch auch das Gewissen, wenn sie an die Empfindungen desjenigen dachte, den die Nachricht von dieser Verlobung am tiefsten betrüben würde.

Gusti hatte sich nicht getäuscht: Traumichel kam mit dem Verlobungsring angerückt.

Seine Begrüßung war nicht nur etwas zu herzlich für den Geschmack seiner Braut, sondern auch zu umständlich. Sie nahm sich vor, ihn auf einen Kuß beim Kommen und beim Gehen einzuschränken.

Dieses Vornehmen, ihn zu erziehen, machte sie für den Anfang etwas duldsamer. Dann kam der große Augenblick, wo Traumichel das kleine Etui aus der hinteren Rocktasche hervorholte und den Deckel springen ließ, worauf er sich feierlich-wichtig im Kreise umsah.

„Na, was? Das is a Ring! Was?"

Frau Bärengruber stieß einen Schrei aus überzeugter Ueberraschung aus, während Gusti die Hände zusammenschlug und sich an Bewunderung nicht genug tun konnte:

„Jessas, der Ring! . . . Nein, der Ring! . . . Ist der prachtvoll! Wie das funkelt und blitzt! Der dürft' ja aus der kaiserlichen Schatzkammer sein! Wie eine Wunderlampe leuchtet er."

Dieses fassungslose Staunen tat Traumichels Herzen wohl, denn es war wirklich ein ausnehmend schöner Ring. Voll Erwartung blickte er auf Agnes. Für diese aber war es unmöglich, die Ausrufe und Bewunderungsschreie von Mutter und Schwester nachzuahmen, geschweige sie etwa noch zu überbieten.

„Er ist sehr schön", sagte sie einfach, und Traumichel nahm an, daß sie zu überwältigt sei, um Worte zu finden.

Aber Agnes fühlte sich durchaus nicht so beglückt durch das Geschenk, wie sie geglaubt hätte. Immer hatte sie sich's schön vorgestellt, Schmuck zu besitzen, und jetzt ließ der schöne Ring sie kalt. Das Haben gewährte offenbar nicht so viel Freude wie das Nichthaben Mißvergnügen.

Traumichel steckte ihr eigenhändig den Ring an den Ringfinger der linken Hand.

„Zuerst mußt aber die Ringeln da wegnehmen", sagte er etwas verächtlich, auf die Ringe deutend, die sie an dieser Hand trug. „Die sind nichts wert. Sowas tragt man nicht! . . . Lieber gar nichts!. . . Und neben dem Ring da, wie würden sie sich ausnehmen?"

„Ja, ja, natürlich! Legst es ab!" stimmte die Mutter sogleich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Rußland hinein.

Gollub, 22. August.

Gollub ist diejenige deutsche Stadt, die nur wenige Meter von der russischen Grenze entfernt liegt. Man muß nur eine winzige Brücke überschreiten, und man ist in Rußland. Oder besser gesagt: man war in Rußland. Denn unsere deutschen Truppen haben sich schon seit einem halben Monat hier festgesetzt, in Dobrzin, dem russisch-polnischen Flecken, der eigentlich mit dem westpreußischen Gollub eine einzige Ortschaft bilden sollte. Der politische Zufall hat es bisher anders gewollt, und dieser Zufall hat auch stark auf den Charakter der beiden Städtchen eingewirkt. In Gollub sind alle Häuser, der Marktplatz und auch die kleineren Straßen wohl gepflegt. In Dobrzin ist die russische Dreckigkeit sehr beliebt. Das Kopfpflaster gehört zum großen Luxus. Meist muß der Fuß in tiefen Sand einsinken, der bei Regenwetter in zähen Schlamm verwandelt wird. Aber die Bewohner von Dobrzin scheinen sich um dieses geringe Verkehrshindernis nicht zu bekümmern. Und die Schweine der Stadt sind mit dieser Einrichtung sehr zufrieden. Es sind keine scheuen, sondern im Gegenteil sehr zutrauliche Tiere, die sich, grunzend und gut gelaunt, auf dem Marktplatz ihr Fett ein wenig ablaufen.

Die russische Stadt Dobrzin hat nun in den ersten Kriegstagen eine sehr bewegte Geschichte gehabt. Ein mächtiger Zolldirektor hatte dort seinen Sitz. Als er am 1. August von der bedrohlichen Nachbarschaft der Deutschen erfuhr, zeigte er sich sehr weitblickend. Sofort vergaß er den Treueid, den er seinem Zaren geleistet hatte, und nur an die Flucht dachte er. Er hatte sich aber bei den Bewohnern seiner Stadt so viele und so treue Freunde erworben, daß jeder Mann ihm den Wagen verweigerte. Darüber große Verzweiflung und Kriegsrat zwischen dem Zolldirektor und seinem Faktotum, dem sogenannten Straschnik, und der Straschnik zog mit einem Revolver aus, und nur so gelang es endlich, ein Fuhrwerk aufzubringen. Da jagten preußische Reiter über die Chaussee dem eiligen Direktor nach. Er konnte vorläufig die Schlupfwinkel in den nahen Wäldern besser, und daher ist er entkommen. Leider ist mit ihm auch die Kasse ausgewandert, die gerade in diesem armen Lande sehr viel Nützliches hätte leisten können.

Am Sonntag, den 2. August, mittags 12 Uhr 5 Minuten sind die deutschen Truppen bei Dobrzin nach Rußland hineinmarschiert. Und siehe, die russischen Zollbeamten, die noch nicht das Hasenpanier ergriffen hatten, ehrten die neuen Gäste auf merkwürdige Art. Sie faßten auf der Brücke Posto, sie warfen ihren krummen Säbel auf das Pflaster und schleuderten auch die Kokarde, das Zeichen ihrer Macht, weit von sich. Die tapferen Männer sind noch heute in Dobrzin zurückgeblieben.

Nun war aber die Bevölkerung des Städtchens über den Einmarsch der preußischen Truppen sehr glücklich. In der Ortschaft wohnen besonders arme jüdische Familien, die jahrzehntelang unter dem Zarenregiment gelitten hatten. Der deutsche Kommandant setzte als Bürgermeister von Dobrzin einen jüdischen Notabeln ein. Und dieser Mann wurde den neuen Herren verantwortlich für die Gesundheit der deutschen Soldaten. Es hieß zum Beispiel, das Flußwasser der Drewenz, des Wässerleins von Dobrzin, sei vergiftet. Mit seinem Kopfe mußte der neue Bürgermeister dafür einstehen, daß nichts an dem Gerücht war. Und wirklich, kein deutscher Soldat ist durch das Wasser der Stadt zuschaden gekommen. Seit einem halben Monat regieren also die Deutschen in Dobrzin. Sie sind außerordentlich beliebt geworden. Das ist kein Wunder, stehlen sie doch nicht, wie die früheren Herren, was sie brauchen. Sie bezahlen in barem Gelde. Sie sind milde mit der Bevölkerung, die zum Teil sehr arm ist. In dem Hause des Zolldirektors haben die Soldaten sich eingerichtet. Ein Zarenbildnis hing an der Wand. Man hat es solange bombardiert, bis die letzten Fetzen davon verschwunden sind. Und nur einige Verräter wollen sich noch nicht mit den neuen Herren versöhnen. So haben sie in den letzten Tagen das Haus angesteckt, in dem sich Patrouillenreiter zum Schlafen niedergelegt hatten. 48 Stunden lang waren diese deutschen Soldaten nicht aus dem Sattel gekommen. Dann legten sie sich todmüde in einem Hause nieder; sie wurden ausspioniert und man zündete ihnen das Haus über dem Kopfe an. Bei dem Gemetzel, das bald darauf zwischen ihnen und heranstürmenden Kosaken entstand, mußten einige ihr Leben lassen. Sie sind die ersten auf diesem Feindesboden begrabenen Soldaten. Einer von ihnen, dem es etwas glimpflicher erging, liegt im benachbarten Gollub an den Wunden danieder, die er im Zweikampf mit einem Kosaken davongetragen hat. Der Kampf ging Säbelhieb auf Säbelhieb. Dem deutschen Mann wurde der Schädel tüchtig zerhackt. Eine Hand wurde ihm verstümmelt. Aber er ist guter Laune, und seine Verletzungen sind nicht so stark, daß sie nicht bald bessere Tage erhoffen ließen. Bei dieser Gelegenheit muß die Opferwilligkeit der Bevölkerung des kleinen preußischen Grenzstädtchens gerühmt werden. Für die wenigen Verwundeten, die bisher eingebracht worden sind, halten die jungen Leute Tag und Nacht Wache. Die Bürger des Städtchens geben ihr Bestes und ihr Schmackhaftestes her, um die Leute zu laben und zu kräftigen, die im Dienst des Vaterlandes so scharf mitgenommen worden sind.

Jetzt kommen zahlreiche russische Deserteure tagtäglich von Dobrzin nach Gollub hinüber. Sie wollen um keinen Preis in der Zarenarmee dienen und stellen sich bereitwillig den Deutschen für allerhand Arbeiten zur Verfügung. Diese Arbeit ist vor allem das Heranschaffen von Nahrungsmitteln. Die Zollgrenzen von Rußland nach Deutschland sind ja auf der ganzen Linie niedergerissen. Ohne Steuer wandern alles Vieh und alles Gemüse nach Deutschland hinein, und die Teuerung, die man fürchtete, ist keineswegs eingetreten. Die Dauerwürste, die schon in den Familien aufgestapelt worden waren, schmecken nicht mehr, denn man kann tagtäglich und zu sehr niedrigen Preisen viel Frischeres und viel Weicheres erhalten. Geflügel und Eier und Fleisch, das alles ist niemals so billig gewesen, wie in dieser Zeit. Alles, was die Russen von Dobrzin besitzen, bringen sie nach Deutschland hinüber, und sie freuen sich, daß sie gleich bares Geld erhalten. Und jede deutsche Siegesnachricht, die bekannt wird, wird bejubelt auf diesem russischen Boden. Langsam gewöhnten sich die Bewohner wieder an die Ruhe. Die Offiziere besuchen heute sogar eine Konditorei in Dobrzin, in der sie gutes Süßzeug und Punschtorte finden, und in den Mußestunden machen sie reichlich Gebrauch von diesen Sachen. Auf dem Gemüsemarkt wird wieder allerhand Grünzeug und Obst ausgeboten. Dort schwatzen um den Stadtbrunnen preußische Soldaten mit jüdischen Matronen und jungen Polinnen und den kleinen Kindern, die mit beträchtlichen Schmutznasen und anderen Schönheitsfehlern herumlaufen. Dort wird dem Besucher von alten demütigen Weibern die Hand geküßt, und wenn diese verschämten Bettlerinnen ein Nickelstück erhalten, dann können sie sich gar nicht genug tun an Glück- und Segenswünschen für den freundlichen Spender. Dabei reden sie Polnisch, Russisch, Deutsch und Jüdisch-deutsch durcheinander. Die gläubigen Juden haben auch wieder das Gebetshaus und das Studienhaus für religiöse Forschung eröffnet. Täglich müssen diese strenggläubigen Männer ein Gebet für den Landesherrn verrichten. Da sie aber noch nicht Gewißheit haben über den künftigen Gebieter ihres Landes, da sie noch nicht wissen, ob sie preußisch sein werden oder russisch, so schenken sie sich als vorsichtige Leute bis auf weiteres dieses Gebet.

Denn die Juden und auch die Christen von Dobrzin sind zwar zufrieden mit dem neuen Regiment, aber die Frage beschäftigt sie unaufhörlich: Russisch oder deutsch? So kommt es, daß auch die katholische Kirche von Dobrzin noch niemals so stark von Besucherinnen überfüllt gewesen ist, wie in dieser Zeit. In der Kriegsangst sucht man Zuflucht beim Himmel. Die Kirche ist ein einfaches Haus, und grobe Passionsbilder hängen an der Wand. Auf dem Hochaltar steht eine Votivtafel mit lateinischen Gebeten. Und eines davon beginnt mit dem Satze: „Herr Gott im Himmel, gib uns den Frieden!" Als die Russen vor Jahren gegen Japan Krieg führten, da geschah alles das ja sehr weit vom eigenen Boden. Da kamen die Offiziere und Beamten der Stadt nach Deutschland hinüber, und sie jubelten über die Niederlage ihrer eigenen Truppen. So wenig liebten sie die russische Regierung. So sehr wünschten sie den Untergang ihres Heeres. Denn sie glaubten, daß das System der Unterdrückung nur aufhören würde, wenn alle Macht des Zarentums verschwände. Jetzt ist der Krieg bedenklich näher gerückt. Jetzt wird jede falsche oder richtige Alarmmeldung mit großer Angst aufgenommen. Russisch oder deutsch, das ist die Frage und die Sorge dieser armen Menschen. Nicht russisch, nur deutsch! Das ist allein ihre Sehnsucht. Man muß die Panik mit erlebt haben, die die Bewohner von Dobrzin und auch die Bewohner vom benachbarten Gollub ergriffen hat, als es hieß: Dreißigtausend Kosaken seien im Anmarsch. Am Freitag, den 21. August, brach diese Panik aus. Das schreckliche Gerücht wurde schon um 4 Uhr morgens verbreitet. Und wer es gehört hatte, trug es weiter, und überall in den Häusern begann ein großes Wecken. Die Nachricht flog sehr schnell über die Brücke nach Gollub hinüber, und auch dorthin brachte sie das Entsetzen. Die Kaufleute und alle Handwerker versammelten sich auf dem Marktplatze. Die Frauen, die dazu kamen, hatten noch nicht Zeit gefunden, ihre Haare zu ordnen. Die Kinder, die so früh hatten aufstehen müssen, hängten sich verschlafen und weinerlich an den Rock ihrer Mütter. Es gab keinen Unterschied zwischen Herr und Diener. In Gollub packten die Leute zusammen, was sie nur an Geld und Wert verstecken konnten. Allein die Kinder waren hoch zufrieden, daß dieser Tag so erregt anging. Denn die meisten von ihnen wurden in die Feiertagsanzüge gesteckt und waren sehr stolz über diese Abwechselung mitten in der Woche. Unterdessen kamen zum Apotheker von Gollub alte Weiber gelaufen, die zitternd und weinend Beruhigungstropfen verlangten. Zu den zahlreichen Menschen vor der Apotheke kam eine alte Frau, man rief sie an: „Wohin wollen Sie?" Sie streckte den Arm zur Höhe und sagte beschwörend: „Ich möchte zum lieben Gott hinaufreichen, aber ach, mein Arm ist zu kurz dazu!" Während dessen stieg die Sonne blutig rot am Himmel empor. Man brachte ein riesiges Bettlaken aus einem Weißwarengeschäft und nähte ein rotes Kreuz darauf; das sollte als Banner über dem höchsten Punkte der Stadt, der alten Schloßruine, flattern: denn in Gedanken sahen alle schon die Schwerverwundeten. Jeder Mann war wach, und nur die Pferde, die die Geschicklichkeit besitzen, aufrecht und im Lärm zu schlafen, waren noch nicht aufgewacht. Sie standen schläfrig in der Deichsel. Unter diesen Wagen auf dem Markte befand sich auch das Gefährt, in dem man tags vorher zwei Spione eingebracht hatte. Sie saßen dort, den Kopf tief zur Brust hinunterbückend. Die Augen hatte man ihnen verbunden, damit sie nichts von dem bemerkten, was rings um sie geschah oder zu sehen war. Und das kleine Reitergeschwader, das sie sonst noch bewachte, wäre kaum nötig gewesen. Denn sie konnten nicht an Flucht denken.

Max Hochdorf.

Umschwung in der Krebsbehandlung.

Während vor noch nicht langer Zeit die Behandlung der Krebskrankheit mit Radium die einzig aussichtsreichen Erfolge zu versprechen schien, ist ihm neuerdings in den verhältnismäßig älteren Röntgenstrahlen ein starker Konkurrent erstanden. Eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, der Direktor der Berliner Universitäts-Frauenklinik Professor Bumm, hat die Radiumbehandlung aufgegeben und sich vollkommen der Röntgenbestrahlung zugewendet. Er hat jüngst in der Hufelandschen Aerztegesellschaft eine größere Anzahl krebskranker Frauen vorgestellt, die durch Behandlung mit Röntgenstrahlen geheilt worden sind. Auch Geheimrat Bier wendet in der von ihm geleiteten chirurgischen Universitätsklinik nur noch Röntgenstrahlen an.

Dieser Umschwung in der Krebsbehandlung ist auf die vielfach gemachte Erfahrung zurückzuführen, daß ein Teil der mit Radium anscheinend erfolgreich behandelten und als geheilt oder gebessert entlassenen Krebskranken nach einiger Zeit mit Rückfällen (Rezidiven) an anderen Körperstellen zurückkamen. Die nach solchen Beobachtungen eingetretene Abkehr vom Radium ist um so bedeutungsvoller, als dadurch die deutschen Aerzte von der ausländischen Radiumproduktion unabhängig werden und die kolossale Preissteigerung dieses einst vielbegehrten Heilmittels nicht mehr mitzumachen brauchen. Die Fabrikation der inzwischen noch verbesserten Röntgenapparate, die mit den neuen harten Strahlen ganz Erstaunliches leisten sollen, liegt vollständig in deutschen Händen. Freilich ist die Behandlung mit den Röntgenstrahlen zurzeit nur in großen Kliniken und Krankenhäusern möglich, denn sie erfordert eine sehr teure Apparatur, und der Verbrauch an den kostspieligen Röntgenröhren ist ein außerordentlicher. Augenblicklich ist es noch nicht zu übersehen, ob sich die Radiumbehandlung oder die Röntgenbestrahlung billiger stellt, kostet doch eine einzige Röntgenröhre etwa 150 Mark und geht manchmal trotz vorsichtigster Behandlung schon nach wenigen Tagen entzwei.

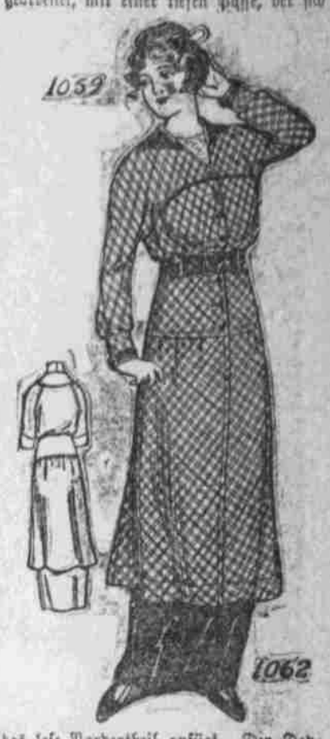
Indessen ist auch in dieser neuesten Phase der Krebsbehandlung nicht zu vergessen, daß die ganze Frage der Krebsheilung vermittels der Strahlentherapie sich noch im Flusse befindet und daß wir von einer endgültigen Entscheidung noch weit entfernt sind. Jedenfalls darf es uns mit Genugtuung erfüllen, daß in den zuständigen deutschen Forschungsstätten mit so regem Eifer an der Heilung der heimtückischen und gefährlichen Krebskrankheit gearbeitet wird.

— In einem Münchener Gasthaus, in dem berittene Truppen einquartiert sind, hat sich deren Chef, der 55 Jahre alte Generalmajor Kaeufl, erschossen. Er war vor einigen Tagen vom Pferd gestürzt und hatte eine Gehirnerschütterung erlitten. Daß er infolge der Verletzung nicht mit seinen Truppen ins Feld ziehen konnte, bildete die Ursache seiner Tat.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Herbstkleid mit Volantrock.
No. 1059—1062.

Die neuen Herbststoffe zeigen vielfach zwei und mehrere Farben in großkarierten Musterungen. Solche Stoffe verlangen ruhige, weite Linien, wie sie beispielsweise der moderne Doppelrock bietet. Karierter Stoff war auch hier zu diesem Modell verwandt, das sich aus den beiden Mustern No. 1059 und 1062 zusammensetzt. Die Bluse ist in der beliebten Raglanform gearbeitet, mit einer tiefen Passe, der sich



das lose Vordertheil anfügt. Der Doppelrock wird einem Futterrock aufgearbeitet, der entweder theilweise oder ganz bekleidet wird, und ein flottes Gürtelarrangement aus breitem Band erhält. Einfache Kleider bleiben glatt, ohne Gürtel und werden vorn vermittels großer Knöpfe geschlossen. Das Blusenmuster hier ist in Größen von 34—44 erhältlich, der Rockschnitt in Größen von 22—32, das Kleid erfordert 8¾ Yards Material zur Herstellung.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre ..... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße.....
..... Stadt .....

James G. Sanders, der staatliche Inspektor für Obstgärten in Wisconsin, hat seine diesjährige Reise durch den Staat beendet und berichtet nun aus Madison, daß er allgemein nur die günstigsten Resultate auf seiner Rundreise gehabt hat. Er erklärt, daß die Obstgärten im Staate frei von allen Schädlingen sind, und daß besonders die Obstbaumschulen sich in tadellosem Zustande befinden. Die Stecklinge aus Wisconsin sind daher schon seit Jahren in ganz Amerika gesucht, kann doch kein Baumschulpflanzer Bäume aus seiner Anlage verkaufen, wenn er nicht eine Bescheinigung besitzt, daß seine Anlage frei von allen Schädlingen ist.

— Abfuhr. Fräulein A.: „Das kann ich Ihnen sagen, ich spreche mit den vornehmsten Familien."

Fräulein B.: „Das will ich Ihnen gern glauben; Sie sind ja auch Telephonistin!"

— Nach der Schiffs-Taufe. Erster Matrose: „Du, das Schiff schwankt aber bedenklich hin und her!

Zweiter Matrose: „Kein Wunder, nachdem es mit Sekt getauft wurde!"

— Boshafte Antwort. Alte Kokette: „Ja, mein Herr, ich könnt' schon lange verheiratet sein!"

Herr: „Das glaub' ich, mein Fräulein!"

— Das erste Wort. Herr Sommertau hat eine unglaublich große Familie. Eines Tages kommt ein kleiner Kerl in die Stube gestürzt und schreit: „Vater, komm schnell, der Theodor ist ins Wasser gefallen!"

„Theodor? Theodor?" blickt Herr Sommertau fragend seine Frau an, „haben wir denn auch einen Theodor?!"